

Rudolf Herrstadt Herrstadt bei wikipedia >>>
(1903 – 1966)
deutscher Journalist und kommunistischer Politiker

Aus:
Irina Liebmann, Wäre es schön? Es wäre schön!
Mein Vater Rudolf Herrstadt.
Berliner Verlag 2008

Bild auf Seite 109: Sitzung von Mitgliedern der Leitung des Nationalkomitees »Freies Deutschland«, etwa 1944. Von links nach rechts: Max Emendörfer, Heinrich von Einsiedel, der Autorin unbekannt, Erich Weinert, Walther von Seydlitz, der Autorin unbekannt, Rudolf Herrstadt.
Foto: privat.

HIER SPRICHT MOSKAU – GOWORIT MOSKWA

Die große Liebe meines Vaters war die Sowjetunion.
Dieses Land, das es nicht mehr gibt.

Wie etwas Außerirdisches ist es vom ersten Tag an behandelt worden – und das vor allem von den eigenen Leuten!

Als eine ganz und gar einmalige, nie mehr wiederkehrende Erscheinung, und genauso ist sie verschwunden.

Ein UFO, das Dreck und Verwahrlosung hinterlassen hat und Ratlosigkeit ohne Ende.

Was war da gewesen? Wer war da gelandet?

Wenn ich heute irgendwo ihre Gesänge höre, den roten Stern sehe oder ihr üppiges Wappen, dann denke ich an ihr eigenartiges Verschwinden, und jedes Mal fällt mir ein Schlagler der siebziger Jahre ein: »Völlig losgelöst von der Erde, schwebt das Raumschiff völlig schwerelos ...«

Die Sowjetunion. Eine Idee, die Materie wurde und vor unseren Augen zerfiel oder eben sich loslöste, wegtreibt, kaum noch zu sehen – die große Liebe meines Vaters.

Er war damit nicht der Einzige, nein, Millionen waren es, die – je weiter entfernt, umso doller – sich in sie verguckt hatten, das war damals gar nichts Besonderes. Besonders wurde es erst mit der vergehenden Zeit. Und ganz besonders wurde es, wenn diese Liebe erwidert wurde. Das erlebten nicht viele von diesen Verliebten, Herrstadt schon, denn sie hat ihn auch geliebt, die »große, ruhmreiche«, und anders kann es nicht gewesen sein.

Wer liebt, der entschuldigt alles, er hofft und bangt, er wartet und übt sich in Geduld. Er erträgt den größten Blödsinn der Geliebten, ihre Unbildung und ihre Macken, er ist gerührt, wenn sie etwas falsch macht, denn er weiß es ja besser, er sieht ihre Schönheit und ihre verborgenen Fähigkeiten, er sieht, was sie selber nicht sehen kann, und will immer in ihrer Nähe bleiben.

Ich weiß, das ist eine veraltete Art von Liebe.

Heute heißt es, wer liebt, der entschuldigt gar nichts, er gibt sich nicht preis, er bleibt unabhängig und geht seinen eigenen Weg.

Die altmodische Form der Liebe wird heute belächelt, ihr Name ist Abhängigkeit.

Aber auch in den Zeiten der altmodischen Abhängigkeit ist ein enttäuschter Liebender gegangen, sogar wenn er immer noch liebte.

Warum war Herrstadt so spät erst enttäuscht? Womit vermochte es diese seltsame Geliebte, ihn immer wieder zu faszinieren?

Es waren die Menschen, so scheint es mir heute. Sowjetische Menschen – nicht »bürgerlich«. Und dass es eben gerade keine Frau war, sondern eine Idee, ein Gedanke, ein besserer Weltenplan, alles das war Rudolf Herrstadt die Sowjetunion. Sollte sie sein. Später notiert er allerdings: Sphinx.

Die Sphinx.

Vogel Phönix mit seinem Gesang? Ja, gesungen haben sie schön. Ein sowjetisches Lied ist aus allen anderen herauszuhören. Dieses Lied hat mit den Liedern der Arbeiterbewegung gar nichts zu tun, nichts mit den Liedern der Linken oder den schweren Gesängen der russischen Bauern.

Das sowjetische Lied scheint sich hoch in die Lüfte zu schwingen, in einer regelrecht jubelnden Intonation erhebt es sich wie ein Vogel – der Phönix –, und immer singt er auch über

den Wind und über das Lied und das Fliegen, und über das Glück der neuen Menschen.

Sie wollten fliegen – das war es, und manchmal, in irgendwelchen Momenten, da müssen diese Verliebten dieses Gefühl auch tatsächlich gehabt haben, nicht mehr platt auf der Erde zu stehen.

Bekanntlich fing alles im Oktober 1917 in Petersburg auf dem Delegiertenkongress der Arbeiter- und Soldatenräte an, als alle Debatten vorüber, alle Gegner gegangen und die Bolschewisten zusammen mit linken Sozialrevolutionären in der Mehrheit waren. Lenin hielt seine erste Rede nach der Emigration. Er trat ans Podium und soll leise gesagt haben: »Wir beginnen jetzt mit dem Aufbau der sozialistischen Ordnung.«

Im gleichen Atemzug folgte der Vorschlag, den Krieg an allen Fronten zu beenden, Annexionen und Kontributionen zu verurteilen, alle zaristischen Geheimverträge zu veröffentlichen, alle Verträge für nichtig zu erklären, die der Unterdrückung anderer Völker durch die Russen dienten – und so weiter.

Ein vollständiger Umbruch von Recht und Eigentum begann: Der Menschheitstraum – wir machen das jetzt. Wir und kein anderer.

Romantikern und Idealisten musste so viel Pathos den Atem verschlagen. Die großen Gesten waren ohne Gewalt aber gar nicht auszuführen. Wer Kommunist wurde, bekannte sich auch zu dieser Gewalt. Oder eben zur Tat, was ja freundlicher klingt.

»Worauf wartet ihr eigentlich?« – soll eine junge Frau gesagt haben, als die bewaffneten Soldaten vor den versiegelten Räumen der Kerenski-Regierung im Petersburger Winterpalais innehielten. »Man muss dieses Schloss doch nur öffnen!«

So erzählt es Trotzki.

Wir warten nicht länger. Wir machen das jetzt. Gewalt.

In dieser Gewalt sind sie alle wieder untergegangen – zuerst die Revolutionäre, dann die Idee, dann der ganze Staat.

Von Anfang an aber unendlich viele Menschen, die weder die Idee wollten noch die Gewalt, sondern ihr einziges, kurzes Leben.

Sie wurden dem Menschheitstraum einfach geopfert, ob sie es wollten oder nicht.

Es ist gerade ihr Blut, in dem sich der Menschheitstraum vollständig zersetzt hat, denn der war das Gegenteil von solcher Nichtachtung. Er wollte Respekt. Gehört werden. Gesehen werden. Auftauchen!

Nur das Lied erinnert daran, und die Eigenschaften, die in der Sowjetunion jedem abverlangt wurden und den Menschen mit der Zeit zur zweiten Natur wurden: arbeiten, an das Ganze denken, sich fügen, ein »Genosse« sein, ein Teilnehmer an einer weltweiten großen Befreiungsbewegung. Dem Menschheitstraum eben.

1933 wird Herrstadt sie so erlebt haben, die Sowjetmenschen. Nicht materiell, nicht konkurrierend, nicht egoistisch – nein, wo anderen Politik gar kein Thema war, fragten die nach dem Schicksal der ganzen Welt. Sogar zwanzig Jahre später, als Kind zu Besuch bei meiner Großmutter, habe ich es noch manchmal gehört. Nichts beklemmender, als einen Sowjetbürger, der die Welt nicht sehen durfte, vom Menschheitstraum reden zu hören.

Ich hörte solche Worte in den Warteschlangen nach Zucker oder Obst. Ich hörte sie im Zug nach Sibirien von der Schaffnerin, wenn sie Tee brachte, und ihren Stolz auch – was sie geschafft hatten, die Sowjetunion, und dass die Welt sie beneidet um das, was sie hier eben haben – den Menschheitstraum.

Als ich erwachsen war, hörte ich es nicht mehr, dann nur

noch Schlechtes über den Mangel und über die Bonzen und über den Suff überall. Aber da war Herrstadt schon lange tot und alle die anderen Verliebten, und die Lager standen immer noch und ich hatte keinen Begriff davon.

ABSTURZ IN DEN KALTEN KRIEG

Als mein Vater die Krankheit besiegt hatte und sein Leben also wieder vor ihm lag, da war wieder Krieg in Europa.

Pech gehabt, Rudi, zum zweiten Mal. Es wird nichts mit schönen Zeitschriften und Artikeln. Es ist Krieg. Kalter Krieg.

1945 befürchtet, 1946 ausgesprochen, 1947 benannt und 1948 am Dampfen.

Denn Ost und West passten nicht zusammen, sie verstanden sich nicht, sie misstrauten einander. Nun standen sie sich gegenüber.

Tücke des Sieges: Deutschland war weg.

Nie zuvor in der Geschichte hatten die Westmächte so dichte Berührung mit Russland gehabt, das nun schon lange »Sowjetunion« hieß. Nie zuvor hatte die Sowjetunion so weit westlich gestanden. Für ein Miteinander hätten beide Seiten sich aufeinander einlassen müssen. Aber wie und warum?

Zwei einander fremde Systeme, noch warm von den letzten Schlachten. Ihre herrschenden Klassen hatten gerade gesiegt, warum sollten die ihre Überzeugungen ändern?

Also Vollbremsung. Das gelingt. Die Welt wird klar aufgeteilt, wie es in Jalta vereinbart war – aber Deutschland? Was wird aus Deutschland?

Hier läuft die Grenze direkt durch ein Land – also wird dieses Land auch das Spielfeld des neuen Krieges, und die Hauptstadt des Kalten Krieges, das wird Berlin.

Wie groß war die Kriegsgefahr wirklich? »Sehr groß.«

Das sagte, ja raunte mein Vater manchmal halblaut, als ob es

eine eigentlich der Geheimhaltung unterliegende Information sei. Es besagt nur, dass er in diesem Bewusstsein gelebt hat und seine Artikel geschrieben: Dritter Weltkrieg. Die Kriegsgefahr.

Kalter Krieg.

Ich stehe davor wie vor den Resten des Pergamon-Altars in Berlin. Hier werden Schlachten geschlagen, Köpfe aneinandergerammt – dort ein Messer im Bauch eines Kriegers, da ein Engel, der tröstet, dort ein Pferdehintern im vollen Galopp – und das meiste ist leer. Leere Stellen.

Ein dicker Nebel von Propaganda liegt über diesen Jahren. Propaganda in Ost, Propaganda in West, und mein Vater ist einer derjenigen, die ihr Schwert in der ersten Reihe schlagen, verknotet in fremde Arme und Beine. Ich bin die Letzte, die das entwirren kann. Worum geht es denn eigentlich?

Um den Arbeiterstaat? Um die befestigte Grenzprovinz? Um das besetzte, faschistische Deutschland? Um ganz Europa, das in Trümmern lag?

Es hätte Abrüstung und Verständigung gebraucht.

Das Gegenteil geschah: Stützpunktsysteme und Aufrüstung auf beiden Seiten. Es begann mit dem Abwurf der amerikanischen Atombombe vier Tage nach der Potsdamer Konferenz 1945. Die Sowjetunion hatte die Bombe nicht, und auch dort behielt militärisches Denken den Vorrang.

Dabei hätte zu den Konsequenzen aus dem Zweiten Weltkrieg auch eine Erneuerung der Sowjetunion gehört. Die Berliner »Kulturoffiziere« müssen so gedacht haben, aber sie alle erlebten das Gegenteil. Im Osten Deutschlands wiederum hatten sie sich bemüht, Konsequenzen aus Faschismus und Krieg zu ziehen. Deswegen waren inzwischen NSDAP-Mitglieder aus den Verwaltungen, der Justiz und den Schulen entfernt worden, deswegen waren zwei Millionen Hektar Land aus Landbesitz, der größer war als 100 Hektar entschädigungslos

an 500 000 Personen verteilt worden, denn die Großagrarien sollten entmachtet werden, sie galten als Stützen des Hitlerregimes. Ebenso war alles Eigentum des ehemaligen Deutschen Reiches, der NSDAP und der Wehrmacht verstaatlicht worden oder in sowjetisches Eigentum überführt, das später der DDR abgetreten wurde. Banken und Sparkassen enteignet, ein einheitliches Sozial- und Rentenversicherungssystem geschaffen, ein einheitliches Schulsystem auch, den Kindern von Arbeitern und Bauern wurde der Zugang zu höherer Bildung besonders erleichtert, Frauen sollten gleichberechtigt sein – das und noch einiges mehr wurde von jetzt an im Osten die »Errungenschaften« genannt.

Es waren Eingriffe, radikal wie niemals zuvor in der deutschen Geschichte. Die meisten der von den Umwälzungen geschädigten Menschen saßen inzwischen bereits auf der Westseite und erzählten, was ihnen geschehen war: Zwang. Rechtlosigkeit. Oft auch Brutalität.

Ihr Zorn begleitete den Osten Deutschlands von Anfang an, denn die wichtigste Erneuerung blieb aus: Demokratie.

Demokratie war im Westen Deutschlands eingeführt, die Institutionen des Naziregimes entmachtet, Konzerne entflochten, aber die Eigentumsverhältnisse blieben weitgehend unangetastet. Den westlichen Alliierten lag eine Zerstörung der kapitalistischen Strukturen nicht nur fern, nein, sie war bedrohlich. Sie sahen, die Sowjetunion hielt ihre Zusagen von Jalta nicht ein. Statt das Selbstbestimmungsrecht der Völker in ihrem Einflussgebiet zu respektieren, formte sie diese Länder nach ihrem Muster, dehnte ihr Machtgebiet also aus. Im März 1947 wurde es US-Politik, den Einfluss der Sowjetunion in der Welt einzudämmen. Als Antwort kam aus Moskau das Wort von den zwei Weltlagern, die sich feindlich gegenüberstünden.

Das war ernst gemeint. Die Zeit des »Lagerdenkens« be-

gann, die Zeit der gefährlichen »Grenzbegradigungen« zwischen den »Lagern«, und jetzt stehen wir vor dem Jahr 1948.

In der Presse hatte das große Kofferpacken längst begonnen. Wozu sollte man sich auch auf der einen Seite Berlins mit Texten Ärger machen, für die man auf der anderen belohnt wurde? Die meisten Kollegen, die Herrstadt an die »Berliner Zeitung« geholt hatte, waren bereits wieder weg. Victor Klages war zum RIAS gegangen, Wolfgang Parth wurde Chefredakteur der »Revue«, Hans Borgelt und Georg Holmsten gingen auch. Musste das sein?

Warum so viel Einengung, so viel Zwang?

– Weil es nicht anders geht.

So antwortete mir einer meiner achtzigjährigen Bekannten. Kommunist seit 1945, 1989 ausgetreten aus der SED.

Ich hatte gedacht, er würde von der Atombombe reden, dem militärischen Gleichgewicht und dem Krieg in Korea. Nein: Weil es nicht anders geht!

Als er sah, wie sprachlos ich war, sprach er es geradezu nachsichtig mit leiser Stimme noch einmal aus:

– Es ist alles mit etwas Zwang gemacht worden. Aber solange Sie die Terminologie des Klassenfeindes verwenden, werden Sie nicht ernst genommen.

– Von wem?

– Von denen, die wissen, worum es geht, die Leute, die es erlebt haben. Nein, mit lauter Details finden Sie den Schalter nicht, Sie tapen im Dunkeln.

Ja, ich tappte im Dunkeln an dieser Stelle. Die Methoden, die simple Ideologie, die Maßnahmen ohne Konsens – ja, ich verstand meinen Vater nicht. Und weil ich ihn nicht mehr fragen konnte, fragte ich diesen, aber ihn hier verstand ich auch nicht. Warum war er dabei?

Er erzählte mir davon, wie er bei Kriegsende über Leichen gestiegen war, und dass er dachte, wer, wenn nicht die Kommunisten, wird eine gerechtere Welt aufbauen, denn sie sind durch die Hölle des Faschismus gegangen.

Kommunisten überzeugten ihn, auf der neu eingerichteten Arbeiter-und-Bauern-Fakultät das Abitur abzulegen, weil er Arbeiter war. Die Studenten im Hörsaal in Halle hatten hass-erfüllt mit den Füßen gescharrt, als die Arbeiter-Abiturienten vorgestellt wurden.

– Sie wissen doch, wie es im Kapitalismus ist. Da heißt es: Gebildet werden unsere Kinder. Die Kinder der Oberklasse.

– In der Bundesrepublik kann jeder studieren.

– Haben Sie Pisa nicht gelesen? Es heißt immer, der Kapitalismus hat sich entwickelt. Er hat sich überhaupt nicht entwickelt! Die Technik hat sich entwickelt! Und warum lief das im Sozialismus nicht so? Weil der Zwang nicht da war.

– Der Sozialismus war voller Zwang.

– Wir drehen uns im Kreis. Noch einmal: Ohne Zwang geht es nicht. Der Zwang muss von den Sozialisten ausgehen, von Menschen, die im Interesse der Gesellschaft denken. Das waren zu wenige.

– Wozu dann der ganze Versuch?

– Wer nicht anfängt, wird niemals fertig. Das war richtig. Es war eine historische Chance. Hat gelehrt, dass es so nicht geht.

– Wegen dem Zwang.

– Nein, es muss sein, wie es heißt: Diktatur des Proletariats – das heißt doch Arbeitermacht, und das ist es nicht gewesen!

Und dann sprach er von seiner Tochter, die irgendwo in Kanada arbeitet und die heutige Zeit gut findet. Er sage immer zu ihr, es könne ja alles so sein, wie es ist, aber es sei nur eine Frage, die er stellen will, eine Frage: Es darf keinen Krieg geben!

– Aber es wird Krieg geben, sagte er. Kapitalismus bedeutet Krieg. Und das wollten wir damals verhindern.

So dachten sie also. Sie wollten erzwingen, was sie für richtig hielten. Es waren viele. 1948 hatte die SED beinahe zwei Millionen Mitglieder. Heute kaum zu glauben: 18 Millionen Einwohner und 1 800 000 SED-Mitglieder. Gelenkt von der Sowjetunion.

Wenn die Westzonen eine eigene Währung für ihre Zonen beschließen, scheint die deutsche Teilung unwiderruflich. Jetzt geht es nur noch um Westberlin. Denn wenn Deutschland auf lange Zeit geteilt bleibt, will die Sowjetunion keinen Stützpunkt des Westens im eigenen Gebiet. Am 23. Juni 1948 sperrt sie den Alliierten die Zufahrtswege aus den Westzonen nach Westberlin. Die Westberliner Einwohner sollen in Ostberlin einkaufen.

Ein gefährlicher Schritt. Jetzt könnte es krachen. Was sollen die Westalliierten tun? Panzerdurchbruch? Berlin aufgeben?

Die Entscheidung: Luftbrücke. Die Bevölkerung tut den Sowjets nicht den Gefallen, gegen ihren Inselstatus zu protestieren, sondern empfindet die Vereinigten Staaten von jetzt an als ihre Befreier.

Ein Jahr lang dauert der Ausnahmezustand, dann ist das neue Klima zwischen den Blöcken installiert, klare Feindbilder aufgestellt. Man kann sie heute noch besichtigen am Checkpoint Charly: ein sowjetischer Soldat, ein amerikanischer.

Da stehen sie. Fotografien.

Im Herrschaftsgebiet der Sowjetunion wird nun auch nach innen ein Kampf begonnen gegen alles, was »westlich« ist oder sein könnte. Dasselbe geschieht in den USA gegen alles als kommunistisch Verdächtige. Hysterie in Ost, Hysterie in West. Das ist die Zeit, in der mein Vater aus der Tatra zurückkommt.

Was wird er gedacht haben? Kriegsgefahr.

Und dass der Kampf gegen den Faschismus nur im Osten ehrlich geführt wird. So wie der alte Mann in unserem Ge-

spräch, so wird er gedacht haben. Und dass der nächste Schritt ja dann auch noch kommt: Demokratie.

Übrigens darf Anfang 1948 endlich auch Lothar aus Moskau zurück, und zwar mit einem Auftrag: eine Partei für unbescholtene ehemalige Mitglieder der NSDAP zu gründen, die NDPD. Schließlich ist er mit deutschen Soldaten seit fünf Jahren bestens vertraut. Keiner soll wissen, dass Bolz eigentlich Kommunist ist. Auch diese neue »Blockpartei« ist ein Zeichen für die Verhärtung der Lage. Mit einem Kommunisten als Chef ist sie besser lenkbar als die ursprünglich eigenständigen Parteien CDU und LDP.

Herrnstadt aber bekommt inzwischen auch Aufträge von der SED. Aber vielleicht bekam er die immer schon und jetzt fällt es erst auf: Er soll einen Text schreiben über das abtrünnige Jugoslawien. Es ginge den falschen Weg.

Das wird ihm schwergefallen sein, denn bisher sah er gerade dort die vorbildlichsten Kommunisten außer in der Sowjetunion – sie hatten sich selber befreit! Aber gerade deswegen wird er es auch nötig haben, sich zu distanzieren, er schreibt also.

Kurz vor seiner Reise zur Kur in die Tatra hat er den Artikel fertig und schickt ihn an die Redaktion mit der Bemerkung, dass Ulbricht ändern soll, wenn er will. Mit einem Text, der einem am Herzen liegt, geht man anders um.

Herrnstadts Tenor: Ohne die Sowjetunion geht es nicht.

Das allerdings ist seine ehrliche Meinung, er sagt es immer wieder: Ohne die Sowjetunion geht der Aufbau der neuen Gesellschaft nicht.

Mit ihr geht er auch nicht. Das wird er noch merken. Und die Jugoslawen werden noch etwas ganz anderes merken – ob mit oder ohne Sowjetunion –, was sie wollten, geht gar nicht. Aber das kommt später, viel später.

Mit dem Artikel über Jugoslawien betritt Herrnstadt zum ersten Mal den heiligen »theoretischen« Raum der Interpretationen. Dieser Raum ist den wichtigen Leuten vorbehalten, was die da schreiben, sind Ableitungen der kommunistischen Theorie, um politische Wendungen zu begründen oder auch nicht – schon dass man theoretisieren darf, zählt.

Herrnstadts Name steht aber nicht über dem Artikel. Er hat den Raum also nicht betreten. Es war ein Parteiauftrag, und er war die Schreibfeder seiner Genossen.

Ganz anders steht es mit dem Artikel, den er schreibt, wenn er zurück ist: »Über die ›Russen‹ und über uns«.

Dieser Artikel war seine Idee, und da steht sein Name auch drüber. Veröffentlicht im November 1948, aber nicht in der »Berliner Zeitung«, sondern in der Parteizeitung der SED »Neues Deutschland«, denn er ist vor allem an die Mitglieder dieser Partei gerichtet. Das ist einem Brief an Jürgen Kuczynski vom 28. Oktober 1948 zu entnehmen – er schriebe gerade an einem Artikel »über das Verhältnis unserer Partei zur Sowjetunion«.

Warum? »Er konnte die ständigen Bemerkungen gegen die Russen nicht mehr ertragen«, sagte mir sein Redakteur Gerhard Dengler. Wenn das auf die SED gemünzt ist, dann setzt Herrnstadt hier seine Kritik aus Moskau fort, aber so wird der Artikel nicht gelesen. Er wird aus einem ganz anderen Grunde zur Sensation.

Herrnstadt bricht hier das offizielle Schweigen über die Barbarei der Roten Armee, und er sagt: Russen, nicht Sowjetsoldaten, wie die offizielle Sprachregelung im Osten lautet.

Es ist der größte Tabubruch in der Linken seit 1945, sie wollten alle darüber schweigen. Herrnstadt stößt eine Tür auf, die verriegelt war, und er kann es, weil er offensiv ist: hundert Prozent pro Sowjetunion.

Heute als ein emphatischer Propagandaartikel zu lesen,

dessen damalige Wirkung zeigt, wie ratlos die Leute gewesen sein müssen, die der Sowjetunion folgen wollten, aber keine Argumente für sie mehr finden konnten. Das will Herrnstadt ändern. Die Vergewaltigungen erwähnt er nicht. Das ist ihm wohl nicht erlaubt worden, oder es war ihm zu schwer.

Sein Beispiel wird der Schwager, der am Straßenrand stand und verprügelt wurde, des Fahrrads beraubt, und dabei hatte der nun gerade immer die KPD gewählt!

Herrnstadt: Woran sollte der Russe das erkennen?

Hätte der Russe es gewusst, dann hätte er anders gehandelt, meint Herrnstadt das ernst? Nein, meint er nicht, insistiert aber weiter auf diesen Schwager. »Der Schwager stand am Straßenrand...«, schreibt er wieder, ja und? Dort, wo der russische Soldat hergekommen wäre, da hätte es gar keine Straßenränder mehr gegeben, da hätte es gar nichts mehr gegeben, und darum sei dieser Soldat sehr wohl auch »verwahrlost, verkommen, vertiert – ja vertiert!« – in Berlin angekommen, und was hätte der Schwager denn nun tun sollen, um anders behandelt zu werden?

Und wieder geht es von vorne los: »Der Schwager stand also am Straßenrand...« ja verdammt, was hätte er tun können, damit der Russe sein Verhalten nun ändert? Man kommt selber ins Grübeln beim Lesen. – Nun, er hätte die Nazis bekämpfen sollen, dann hätte der Russe wohl erkannt, dass der Schwager auf seiner Seite steht – so ungefähr steht's in dem alten Artikel und wirft diese Frage auf, der alle deutschen Parteien seit 1945 ausweichen: Warum hat das deutsche Volk so beharrlich zu Hitler gehalten?

Wer genau hinsieht, kann es noch anders lesen: Die Partei, die hier herrscht, hat sich die Macht nicht erobert, sie hat sie geschenkt bekommen. Denn der Schwager, der am Straßenrand stand – hatte er nicht kommunistisch gewählt?

Was Herrnstadt hier ausspricht, ist die Passion seines Lebens – ein ehrliches Verhältnis zu den Russen. Er muss es wohl

oft bei seinen Genossen beobachtet haben, die Tendenz, vor den Sowjets zu buckeln und ihnen wiederum alles Nichtgelingende anzulasten. Immer mit dem Gestus, dass eine Auseinandersetzung ohnehin nicht möglich wäre. Es ärgert ihn, weil er es schäbig findet. Was wären die ohne die Russen?

Wüsste er, wie die Geschichte ausging, er würde sich bestätigt fühlen. Eine Auseinandersetzung der SED mit der Sowjetunion hat es bis heute nicht gegeben.

1948 ist Herrnstadt noch unerhört überschwänglich in dieser Frage. Die Sowjetunion ist es, die die grundlegenden Veränderungen nach Deutschland bringt, das entscheidet alles für ihn, das ist das Wichtige. Er lehnt sich weit aus dem Fenster für sie.

Herrnstadt kann sich nicht retten vor Leserbriefen. Man räumt Regale frei, Schränke, schließlich holte man Waschkörbe. Ein Flur stand voll davon. Waschkörbe voller Leserbriefe.

Es soll das erste Mal in der deutschen Pressegeschichte gewesen sein, dass eine Veröffentlichung so eine Wirkung hatte.

Bis in den Januar 1949 liest man von öffentlichen Diskussionen in der ganzen sowjetisch besetzten Zone, die so viel Zulauf haben, dass Räume verlegt, Lautsprecher für die draußen Zuhörenden angebracht werden mussten. Auch sowjetische Offiziere stehen da Rede und Antwort, so heißt es im »Neuen Deutschland«.

Der Artikel muss tatsächlich das Thema dieser Tage gewesen sein, denn die zwei Zeitungsseiten erreichen sogar meinen Freund Manfred Barg, damals Bergarbeiter in Frankreich, später Bauingenieur. Manfred Barg ist wegen dieses Artikels noch 1948 aus Frankreich nach Deutschland zurückgekehrt. Warum?

Er dachte, jetzt sagen wir uns die Wahrheit, jetzt wird ernst gemacht mit einem neuen Deutschland.

Rudolf Herrnstadt ist auf einen Schlag in ganz Ostdeutschland bekannt, und das Verhältnis der Bevölkerung zu den Russen soll sich seitdem verbessert haben durch das, was er immer wieder versuchen wird – eine öffentliche Debatte.

Es wird die erste und vielleicht einzige öffentlich geführte Aussprache über Faschismus und Kriegsende in Ostdeutschland.

Ich meine hier das Gespräch der an den Ereignissen wirklich beteiligten Menschen zu ihrer Zeit.

Gewiss eingeschränkt von den herrschenden Tabus, und doch ein erstes Gespräch zwischen Russen und Deutschen nach allem, was war. Von denen, die es erlebten, wird es als belegend beschrieben. In Westberlin wiederum weicht die Distanz gegen die Sieger seit der amerikanischen Luftbrücke einer echten Begeisterung, die brauchen so einen Artikel jetzt nicht.

In diesen glücklichen Tagen – denn glücklich wird Herrnstadt gewesen sein, aber er ist schon wieder krank, kann die großen Versammlungen nicht erleben – erreicht ihn ein Brief von einem der Redakteure der »Berliner Zeitung«, Harald Laeuen. Der nutzt den Artikel zu einem erstaunlichen Exkurs: Er analysiert die Seele seines Chefredakteurs. »Sie legen in einer manchmal gesteigerten Sprache ein Glaubensbekenntnis ab ... Ich müsste Sie nicht kennen, um nicht zu wissen, wie stark Sie mit Ihren tiefsten Gefühlsregungen an diesen Worten beteiligt sind ...«

Herrnstadts Glaube sei ein Glauben an die Überwindung des Schlechten durch das Gute, die frohe Botschaft, dass es die Sowjetunion ist, die der Menschheit den Frieden bringt und ein besseres Zeitalter.

Laeuen jedoch findet jede Gegenüberstellung von Gut und Böse unerträglich und falsch, den Artikel nennt er ein »Zwielicht der Halbwahrheiten« und warnt: »Der Kampf mit dem

Schlechten ist ansteckend, man bedient sich seiner Methoden ...« Wiederum kenne er den Verfasser als einen »ehrlich Gläubigen ... Deswegen fand ich einen Zugang zu ihm als Menschen ... aber ich sehe eine Zwiespältigkeit seines Wesens. Die Härte, die Sie sich in der Theorie schuldig zu sein glauben, fehlt Ihnen im persönlichen Umgang – erfreulicherweise ... In der Wertschätzung, die ich Ihnen unverändert entgegenbringe, bleibe ich Ihr Harry Laeuen.«

Datum: 1.12.1948. Absender: Im Hause.

Harald Laeuen ist ein Journalist, der in Warschau für die »Münchener Neusten Nachrichten« schrieb, Herrnstadt hatte ihm eine Wohnung in Berlin verschafft, ihn an die Zeitung geholt, und dort sind die Verhältnisse offenbar immer noch so, dass man diesem Chef so etwas schreiben kann. Glaubensbekenntnis. Halbwahrheiten. Zwiespältigkeit seines Wesens. Kann Herrnstadt das ernst nehmen?

Gelegenheit dazu hätte er. Denn der nächste Auftrag der Partei an Herrnstadt kommt schon im Dezember. Die SED soll eine »Partei neuen Typus« werden. Das ist eine Partei ohne Fraktionsbildung, in der alle Entscheidungen in der Führung getroffen werden. Gleichschaltung kann man es besser nennen. Die Partei der Sowjets ist das Vorbild, und Herrnstadt soll das erklären. Er erklärt es mit ihren großen Siegen im Krieg.

Aber ist nicht Frieden?

Nein, es ist kein Frieden. Es ist Friedenskampf. Und darum sollen die verschiedenen Erwartungen an Parteiarbeit und Sozialismus jetzt gebündelt werden, vereinheitlicht. Es sind ja in dieser Partei bunt durcheinander Sozialdemokraten, Kommunisten, ehemalige Nazis und Jugendliche, und von jetzt an werden auch hier Lebensläufe geschrieben, aufbewahrt und verglichen, dann beginnen die »Mitgliederüberprüfungen«, die Wachsamkeit und die strengen Fragen, aber davon steht nichts in Herrnstadts Artikel. Nichts darüber, dass die selbständigen

Zwischenleitungen in der Partei abgeschafft werden und die paritätische Besetzung aller Posten mit je einem KPD- und einem SPD-Mann auch. Nur an der Parteispitze bleibt Parität als ein leerer Schein.

Und so wird die »Partei neuen Typus« als lenkbare Obrigkeitspartei genau das produzieren, wogegen Herrstadt sich bald richten wird, den »unerwünschten Funktionärstyp«. Sieht er das nicht?

Noch während er an diesem Text schreibt, geschieht etwas: Georg Stibi ist zusammengebrochen, sein Stellvertreter und Freund. Liegt im Krankenhaus.

Es ist nicht nur die beständige Überforderung, sondern Stibi wird seit einiger Zeit wegen einer früheren Meinungsabweichung in der KPD massiv unter Druck gesetzt. Herrstadt war deswegen schon erfolglos bei Wilhelm Pieck, nichts ist geschehen, zornig schreibt Herrstadt jetzt also an Pieck: »Man verordnet ihm Strophantinspritzen und Ruhe. Keine Strophantinspritze und keine Ruhe wird ihm helfen ... wenn er nicht rehabilitiert wird.«

Herrstadt schlägt Pieck vor, dass »... wir ... im Laufe dieser Woche gemeinsam ... den Genossen Stibi im Krankenhaus ... besuchen und sprechen ihm den Dank der Partei für seine Arbeit aus.«

Einen Dank soll Stibi bekommen!

Das ist der ahnungslose bürgerliche Herrstadt, der so was vorschlägt, aber der Genosse in ihm schreibt weiter an einem Artikel, der eine »Reform« begründet, in der künftig geschehen darf, was Stibi geschieht: »Abweichungen« dürfen rückwirkend verfolgt werden.

Da ist der Zwiespalt. Er ist da, wo das Entsetzen erscheint, wenn es die eigenen Leute trifft. Die Selbstdarstellung der Kommunisten ist bis heute davon geprägt.

Bis heute erleben wir das ergriffene Kopfschütteln, wenn

kommunistische Verfolgung Kommunisten getroffen hat, und bis heute kaum Mitgefühl mit den übrigen Opfern der eigenen Herrschaft. Warum?

Herrstadt hat sich immer für Menschen eingesetzt, die Hilfe brauchten, gerade die Schwachen, die ungerecht behandelt werden konnten auf ihn zählen, nur eines durften sie nicht sein: Feind.

Hätte jemand behaupten können, dass Stibi ein »Feind« war, hätte Herrstadt seine »Remington« zugeklappt.

Da war der Zwiespalt, da wo die Grenze erschien – der »Feind«.

In der kommunistischen Welt konnte es schon früh ein Todesurteil bedeuten, ein »Feind« zu sein, aber seit Stalin darin die Macht übernommen hatte, mussten auch im inneren Kreis »Feinde« gesucht werden, und gerade im innersten Kreis konnten die innersten »Feinde« sein.

Die Welt der Bewertungen – hier zeigt sie ihre tödliche Seite.

Jede Bewertung kann Urteil werden: richtig und falsch, oben und unten, Freund oder Feind und so weiter.

Genau das machte die Agitation der Kommunisten für einen sachlichen Menschen an sich schon qualvoll. Ab 1948 aber wird der Feindbegriff noch mal aufpoliert.

Wie kann man so leben?

Was waren das für Beziehungen zwischen diesen Menschen?

Der bewunderte Manuilski zum Beispiel ist schon so lange verschwunden aus Herrstadts Leben. Warum ruft er ihn niemals mehr an aus Berlin und umgekehrt auch nicht, oder die anderen Kollegen, wenn das alles so ideal war, so unvergesslich?

In Notizen kommt es vor, er habe sich erkundigt nach dem oder jenem, keine Antwort bekommen oder eine ausweichende – nein, bis zuletzt weiß er nicht, was aus ihnen geworden ist. Nicht üblich.

Später, wenn er viel Zeit hat, denkt Herrstadt darüber

nach. Er schreibt: »Ein gewisser Schleier des Geheimnisses umgab damals alle Personalfragen; man empfand es als schmerzlich, letzten Endes aber in Ordnung, dass persönliche Bindungen in der Luft hängen blieben.«

Hält er deswegen so treu an seinen Freunden fest? Macht sie zu Arbeitsfreunden? In der Anfangszeit in Biesdorf hat es auch neue Freundschaften gegeben, in der Zeitungsredaktion ebenfalls, und oft gingen die Eltern irgendwohin zu Besuch. Das waren dann meistens die Emigrantenfamilien, die in der Nähe wohnten, kleine Wohnungen, Bücherregale, Fotos und Zeichnungen an den Wänden – wie bei Eva Kemlein. Aber langsam zogen sie alle weg aus Biesdorf, die Kegels, die Stibis, die Apelts, die Piecks. Die beschlagnahmten Häuser wurden ihren Besitzern zurückgegeben.

Einige Straßen entfernt von dem Haus, in dem wir gewohnt hatten, stockte der Berliner Verlag 1947 eine Bombenruine auf, dort zogen wir ein. Andere zogen weiter weg, und diese Gemeinschaft zerfiel, denn wo sollten diese mit Arbeit und mit Funktionen überladenen Menschen sich nun privat noch begegnen? Und vor unüberlegten Geselligkeiten warnten die Schreckbilder, die gerade in Umlauf gesetzt wurden: Gruppenbildung, Verschwörung, Fraktion.

Herrnstadt hat grade hier, in Berlin, früher anders gelebt, und zuerst macht er auch so weiter: Besuchen Sie mich, wenn Sie in der Nähe sind! Kommen Sie noch mit, einen Kaffee trinken? Dürfen wir uns an Ihren Tisch setzen?

Es sind alte Kollegen, die er so anspricht, P. A. Otte zum Beispiel aus der Zeit beim »Berliner Tageblatt«, John Ahlers aus der Warschauer Zeit, aber das ist nur am Anfang so. Dann versteht er – es könnte ihm jetzt zum Verhängnis werden: bürgerlicher Journalist.

Logisch ist er besonders kühl, wenn ihn frühere Kollegen besuchen, die im Krieg für deutsche Zeitungen geschrieben haben, Margret Boveri zum Beispiel. Sie findet ihn distanziert und abweisend und meint, »die bösen Jahre« müssten ihn so verändert haben.

Ein Mensch mit klaren Bildern von Richtig und Falsch wird die Bodenhaftung verlieren. Interessant die Episode, die für Egon Bahr der Anlass war, die »Berliner Zeitung« zu verlassen. Herrnstadt rief ihn zu sich. Er habe von ihm immer noch keinen Eindruck. Zu verschwommen scheint ihm, was der so schreibt, zu zögerlich. Er soll mal zeigen, was er kann, Herrnstadt gibt ihm drei Tage frei. »Schreiben Sie eine Aufbau-Reportage!«

Egon Bahr ärgert sich, geht zum Alexanderplatz, dort wird die zerstörte U-Bahn repariert, er lehnt sich an eine Brüstung, sieht eine Weile zu, geht nach Hause und zeigt, was er kann – »ich habe so fett aufgetragen, es dampfte richtig!«. Die nächsten zwei Tage legt er sich in die Sonne, ist zur festgelegten Zeit wieder da und Herrnstadt ist von dem Text begeistert. »Ja«, sagt er, »so ist das Leben!«

Nein, denkt der dreiundzwanzigjährige Bahr, nein – so ist das Leben eben nicht! Und kommt nicht mehr wieder.

Dass sie aber überhaupt zusammengetroffen sind, ist eine der Seltsamkeiten dieser Geschichte, denn kein anderer Journalist in Deutschland wird so wie Egon Bahr Politik machen, Politik mit den Russen, und es wird um genau die Ziele gehen, für die Herrnstadt Kopf und Kragen riskiert hat.

Egon Bahr sieht den Realitätsverlust seines Chefredakteurs, so wie der hier gleich um die Ecke einmal den Realitätsverlust seines Chefredakteurs erkannt hat und gegangen ist, und sie haben sich niemals mehr wiedergesehen.

Aber es verlassen nicht nur Menschen die Ostzone, es kommen auch immerzu welche. Viele der besten Köpfe der deutschen Emigration setzten nach 1945 Hoffnungen auf einen Neuanfang mit der Sowjetunion, andere wichen den Verfolgungen McCarthys aus oder bekamen nirgendwo sonst die erhofften Arbeitsmöglichkeiten – Hanns Eisler, Bertolt Brecht, Werner Krauss, Gustav Hertz –, und auch aus den Westzonen Deutschlands wechseln Menschen in den Osten, weil die Auseinandersetzung mit dem Faschismus, die sie erwarten, dort ausbleibt.

So jemand ist die Schriftstellerin Susanne Kerckhoff. 1948 wird sie die jüngste Chefin eines deutschen Feuilletons. Herrstadt bietet ihr diesen Posten bei der »Berliner Zeitung«.

In Westdeutschland konnte Kerckhoff verzweifeln an der unveränderten Dumpfheit der Verhältnisse, aber auch in der Ostzone sieht sie Bedarf zu kämpfen und will überhaupt niemandem in diesen Zeiten ein Ausweichen vor der Wahrheit gestatten. Sie nutzt ihre offenbar unangefochtene Position in der »Berliner Zeitung« ausgiebig, schreibt das ganze Jahr 1948 und 1949 große Artikel, Rezensionen und Porträts, die Aufsehen erregen, dann gerät sie in eine Intrige und nimmt sich am 15. März 1950 das Leben. Diese Intrige hat bereits mit den Hexenjagden des Kalten Krieges zu tun, die in Ost und in West alles Kritische zerstören werden.

Kerckhoff hatte »beim Wiederlesen« eines Buches von Nico Rost – »Goethe in Dachau« – entdeckt, dass die polnischen Häftlinge durchgängig als Schieber, Verbrecher und Denunzianten dargestellt werden, und sah darin ein Ressentiment gegen Polen.

Nico Rost fühlte sich bedroht, andere ehemals Verfolgte reagierten scharf, die Kontroverse zog sich über Monate, verwickelte sich für Susanne Kerckhoff mit privatem Leid und endete in einer Tragödie: Die von den Nazis Verfolgten erkämpften sich den Status der Unangreifbarkeit und verloren das

Recht, die Wahrheit über ihr Leben zu verbreiten, das Buch mit der Wahrheit wurde eingestampft, der Verfasser des Landes verwiesen. Die das Drama auslösende jugendliche Naive drehte den Gashahn auf.

Der Name Susanne Kerckhoff wurde in der DDR vergessen. Das Buch »Goethe in Dachau« ebenfalls. Dabei gehört es neben »Ist das ein Mensch?« von Primo Levi zu den ersten und wahrhaftigsten dokumentarisch-philosophischen Büchern aus den Konzentrationslagern. Es zeigt eine Welt, von der wir, die nachfolgende Generation in der DDR, erst aus dem Buch »Was für ein schöner Sonntag« von Jorge Semprun erfuhren.

Das ist viel später geschrieben worden und wurde ein Welt-erfolg. Wir in der DDR konnten es nur lesen, wenn unsere Freunde es uns durch die Grenzkontrollen schmuggelten, und wurden auf diese Weise sozusagen die letzten Leser eines wahren Buches aus der Häftlingsperspektive, wo unsere Eltern 1949 doch die ersten Leser gewesen waren!

Das ist die andere Seite der Tragödie – wie weit vorne man in Ostberlin einmal war. Gerade dort, mitten in diesem Trümmerbild.

Denn die Frage überhaupt so zu stellen, dieses Forum zu haben, die große Aufmerksamkeit und das Buch noch dazu – das war 1949 nur in der Ostzone möglich gewesen.

Ein Zufall kann Kerckhoffs Tod im Jahr 1950 nicht sein. Jetzt verlöschen die klarsten Stimmen des neuen Europa: Tadeusz Borowski 1951 in Warschau, 1949 Klaus Mann in Cannes, 1950 Cesare Pavese in Turin, 1952 Jesse Thor in Tirol. Die Lichter gehen aus für die ganze neue tschechische Literatur und unzählige andere Dichter, die es nicht geschafft haben, dass wir von ihrem Werk und ihren Namen überhaupt wissen können, und ihre Themen gehen verloren. Für immer?

Der Fall Susanne Kerckhoff hätte ein Menetekel für Herrnstadt sein können. Für den Rigorismus in seinen Artikeln, für den Furor, der Erste zu sein, der Unbequeme, der es wagt, unbedenklich sich vorwärtszustürzen, den »Gegner« beim Namen zu nennen, ohne Rücksicht darauf, was das für den öffentlich Angeprangerten auch mal bedeuten könnte, und für ihn selber auch. Wie viele Feinde man sich schließlich macht, wo man Freunde braucht, Freunde.

Aber denkt er an so was?

»Mir kann nichts passieren« – das wird er denken. Als Chefredakteur der »Berliner Zeitung« ist Herrnstadt 1948 der Chefredakteur überhaupt, seine Zeitung die führende Zeitung ganz Berlins. Das erzählten alte Mitarbeiter, aber was ist richtig?

Es ist ja alles vernichtet.

In der Sache Nico Rost ist Herrnstadts Reaktion interessant. »Neues Deutschland« veröffentlicht in der Zeit der Auseinandersetzung zwei Texte von Susanne Kerckhoff und zwei Texte von Nico Rost. Soll wohl heißen, wir hätten beide gebraucht, Nico Rost und Susanne Kerckhoff.

Denn als Susanne Kerckhoff ihren folgenreichen Angriff gegen Nico Rost schrieb, hatte Herrnstadt die »Berliner Zeitung« schon verlassen und war Chefredakteur des »Neuen Deutschland«. Im Frühjahr 1949 hat er den damaligen Chefredakteur Lex Ende abgelöst, seit 3. Mai steht er im Impressum.

Auch die Absetzung von Lex Ende hat mit der neuen Abgrenzung gegen den Westen zu tun und gegen Emigranten, die aus dem Westen zurückkamen. Walter Ulbricht nutzte die Gelegenheit, um frühere Mitglieder der KPD-Führung von 1933 auszuschalten. Drei waren da zu erledigen: Franz Dahlem, Paul Merker, Lex Ende.

Der Vorwurf gegen Lex Ende: Sozialdemokratismus.

Ich habe mir die letzten Monate des »Neuen Deutschland«

unter Endes Leitung angesehen und nichts in der Art gefunden, aber was soll es auch sein? Ich würde es sowieso nicht verstehen, was die damals gemeint haben.

Was ich fand: einen Leitartikel von Lex Ende im »Neuen Deutschland« vom 18. Mai 1949, und zwar über die Sowjetunion.

Ein Leitartikel über die heilige Sowjetunion, geschrieben von Lex Ende – wenn das nichts bedeutet, mag Herrnstadt gedacht haben. Dass er ihm helfen wollte, ist deutlich.

»Mir kann nichts passieren.« Auch Herrnstadt könnte einer von denen gewesen sein, die mal hier und mal da eine Zeitungsnummer des »Neuen Deutschland« ganz unmöglich finden – so wie eben Susanne Kerckhoff den Nico Rost. Was weiß denn er von den alten Feindschaften in der KPD, von »Versöhnlern« und von KPO? Was weiß er davon, was andere aus der Vergangenheit wissen über Ulbricht und Mielke und Hermann Matern?

Er weiß nichts und will es nicht wissen. »Geschwätz hinter dem Rücken anderer« hat er nie hören wollen, auch hierin galt er als arrogant. Aber wer selber nicht schwatzt, dem wird nichts erzählt. Und ein Selbstschutz ist es natürlich auch. Wer nichts weiß, der weiß wirklich nichts, der muss schweigen.

Sie haben alle geschwiegen, die Kommunisten der dreißiger, vierziger, fünfziger Jahre, wenn einer von ihnen »ein Feind« genannt wurde. Warum?

Angst reicht nicht aus als Begründung. Da sitzen doch Leute, die mutig waren. Freunde sogar!

Es muss mit dieser irrationalen »Lehre« zu tun haben, die ja jedes Mal wie ein Teppich ausgerollt wird, über den man gehen muss, statt einfach von dem zu reden, was dran ist. So ein Teppich kann auch gewendet, verlängert, verkürzt oder weggezogen werden.

So war ja auch Herrnstadts erste Begegnung mit der KPD verlaufen, und verzweifelt hatte er die Versammlung verlassen – ich bin wirklich nicht gut genug!

Die ganz unglaubliche und nie in Frage gestellte Überlastung der Parteifunktionäre der KPD seit den Vorkriegsjahren fällt mir ein. Dabei wurde der Einzelne rücksichtslos als Arbeitstier eingesetzt und bekam nie einen Überblick.

Parteidisziplin. Geradezu ein Synonym für Gehorsam. Und da ist es eben wieder praktisch, dass ein Kommunist geübt ist, sich selber zurückzunehmen – »es geht nicht um mich«.

Dazu die antrainierte Angst vor bestimmten Signalwörtern. »Sozialdemokratismus« war so ein Wort. Es bedeutete: Zurückweichen vor den Wünschen des Kapitals.

Ein weiterer Grund für das Schweigen sind die vielen Opfer, die jeder bereits gebracht hat. Werden sie ihren Sinn verlieren, wenn er erst einmal zweifelt? Und die Opferungen, von denen sie alle wussten, die vielen vermeintlichen Fehler, die man besser Verbrechen nannte? Wie trivial werden sie, fängt man an zu reden!

Meine Generation hat es heute damit zu tun, mit diesen Kassetten am Meeresgrund. Uns haben sie sie hinterlassen mit ihrem Schweigen. Herzlichen Dank auch für diese Erbschaft.

Wie praktisch auch, dass der Einzelne so verschwindend klein war und »die Sache« so groß. Pferdefuß des »Weltprojektes«. Und natürlich das »Weltprojekt« selber, der neue Anfang, er ist ja geschehen – da soll man sich wegrehen und gehen?

Und so bleibt am Ende nur noch das eiserne Wir. Und die Frage: Warum?

Warum ist das richtig, was ich nicht verstehe?

Lex Ende hatte in Frankreich vielen Emigranten das Leben gerettet, er hat das KZ überlebt, ein charmanter, mutiger Mann. Und auch er hat geschwiegen. Hat keinem etwas erzählt, kei-

nen um Hilfe gebeten. Zwischen der Entlassung und dem Parteiausschluss lag ein ganzes Jahr, in dem er seinen Freunden immerzu begegnete. Aber wenn sie ihn fragten, hatte er es eilig und ging.

»In einem gläsernen Fahrstuhl ist er in die Tiefe gefahren«, schreibt seine Freundin Edith Anderson.

Im September 1950 wird Lex Ende aus der Partei ausgeschlossen, aus Berlin ausgewiesen und aus seinem Beruf auch. Er stirbt vier Monate später an Herzversagen.

Die Sache mit Lex Ende setzt einen Anfang. Wenn Gerüchte von Verhaftung, Grubenarbeit und Selbstmord kursieren, ist mancher erschrocken. Herrstadt auch. Aber da hat er schon andere Sorgen, und die heißen: »Neues Deutschland«. Parteizeitung der SED seit 1946. Das ist eine Ehre. Ein Parteiauftrag auch. Er ist der vierte Chefredakteur.

EPILOG

Der eine oder andere Leser kennt das Empfinden des Bergsteigers, der hoch oben, im alpinen Gestein innehält – vor sich die majestätische Welt der in die Tiefe stürzenden Granitwände, um sich herum das taube Schweigen, die gleißende Sonne, die Kälte des atmenden Gesteins. Was ihn in diesem Augenblick fesselt, ist nicht so sehr das Bewußtsein der eigenen Winzigkeit, das wäre wenig. Es ist die erhabene Gleichgültigkeit der Natur gegenüber der Tatsache, ob hier einer ist oder nicht ist, denkt oder nicht denkt, dies oder jenes denkt. In solchen Momenten greift auch der Stumpfste mit Händen, dass die Welt *unabhängig* von seinem Wissen und Wollen existiert, oder wie die Marxisten sagen: objektiv. Das Objektive ist ein entscheidendes Element des Begriffs naturgeschichtlich.

Ein zweites ist die Bewegung. Was tut die emporragende Granitwand? Was tut eine Zimmerwand, während wir am Tisch sitzen und sprechen? »Was sollen sie tun?«, lautet die landläufige Antwort, »sie stehen«. Eben nicht. Sie bewegen sich. Kämen wir nach 200 Jahren ins gleiche Zimmer, wir würden sehen, dass sich die Balken neigten, die Wand riß und einsackte, als Folge des Verfallsprozesses, der zu jedem Zeitpunkt im Gemäuer vor sich ging. Und kämen wir nach 200 000 Jahren ins gleiche alpine Gestein, wir fänden die Granitwand vielleicht geborsten, vielleicht überhaupt nicht mehr. Und so wie Zimmerwand und alpines Gestein bewegt sich alles Existierende durch die Zeit, in unterschiedlichem Tempo, jedes entsprechend dem Naturgesetz *seiner* Bewegung [...].

Ein drittes ist mit dem zweiten eng verbunden: Wo Bewe-

gung ist, muß ein Antrieb sein. Welches ist, auf einen Nenner gebracht, der Antrieb der Bewegung in der Welt? Schon wenn wir die sichtbarsten Bewegungsformen beobachten – ob es das Gehen ist als Folge der Betätigung eines rechten und eines linken Fußes, ob das Fahren eines Autos als Folge der Explosion von Funke und Benzintropfen, ob das Aufbegehren des Getretenen als Folge der Kollision von Druck und Selbsterhaltungstrieb – immer ist es ein Widerspruch oder ein Knäuel von Widersprüchen, woraus die Bewegung entsteht. Der Widerspruch ist das innerste Element jeder Erscheinung, ein unabdingbarer, höchst fruchtbarer Ausweis von Existenz [...].

Rudolf Herrnstadt, Entdeckung der Klassen, Berlin 1965.

Vier Fragen und vier Antworten / Zum Thema: Über „die Russen“ und über uns

Referat von Rudolf Herrstadt auf der 2. Jahrestagung der Gesellschaft zum Studium der Kultur der Sowjetunion

I. Vom Recht der freien Rede

Gestatten Sie, zum Thema „Über die Russen und über uns“ einige Fragen herauszugreifen und den Versuch zu machen, sie zu beantworten.

Unzählige Menschen in Westdeutschland sagen heute: „Natürlich ist es schlecht bei uns, natürlich sind wir unzufrieden, — aber verglichen mit dem Osten: wenigstens frei reden kann man.“ Sie sind ernsthaft der Meinung, daß sie frei reden können, und glauben ernsthaft, daß die Menschen östlich der Elbe wie verängstigte Schatten durcheinanderhücheln.

Wie steht es in Wirklichkeit? Ist die Möglichkeit, unbehindert zu reden, östlich der Elbe beschränkt? Jawohl, sie ist östlich der Elbe in einem Punkt beschränkt. Wenn frei reden heißen soll, frei Kriegsbrand stiften, — das ist bei uns verboten. Und zwar entschieden. Wir sind der Meinung, daß wir ohne einen nächsten Krieg auskommen können, ja mehr als das, daß wir Anlaß haben, ihn zu vermeiden. Daß die sowjetische Besatzungsmacht der gleichen Ansicht ist, stört uns nicht, sondern freut uns. Daß die Kriegsbrandstifter anderer Ansicht sind, mißfällt uns, und deswegen setzen wir sie fest. Das gleiche geschieht mit den Schiebern und Spekulanten, die sich, ohne zu arbeiten, Vermögen ergaunern wollen. Daß die Kriegsbrandstifter und Schieber darüber schäumen und, weil ihnen der Mund verboten wurde, der Welt einzureden versuchen, dem Volk sei der Mund verboten, hilft ihnen gar nichts, wenn es auch unsere Arbeit erschwert. Die Menschen in der Ostzone können frei reden und machen Gebrauch davon.

Und wie steht es im Westen? Die meisten Menschen im Westen, die ernsthaft von sich sagen, sie könnten frei reden, erwidern die Frage, ob sie nicht für die Einheit Deutschlands eintreten wollen, erschrocken: „Von mir aus natürlich — aber das kann ich mir nicht erlauben.“ Wenn man sie erstaunt ansieht, sagt der eine: „Sie kennen die Zustände hier schlecht, da liegt ich morgen auf der Straße.“ Und der andere: „Der Amerikaner ist rigoros, da bekomme ich keinen Sack Zement mehr zugeteilt.“ Und der dritte: „Sie müssen begreifen, hier ist ein ganz eigenartiges Klima. Über politische Fragen sprechen meine Frau und ich nur noch auf der Straße, da ist man wenigstens sicher, daß man nicht bespitzelt wird.“

Es ist also nicht nur Max Reimann, dem der Mund in Westdeutschland verschlossen ist. Es sind nicht nur jene Tausende, die, wie die Stuttgarter Jugendlichen, auf viele Jahre ins Gefängnis geworfen wurden, weil sie für den Frieden demonstrierten. Die meisten Menschen Westdeutschlands — Arbeiter wie Kaufleute, wie Beamte, wie Unternehmer — leben heute in jener geduckten Haltung, die wir aus den Zeiten Hitlers kennen. Ein umfassendes System des wirtschaftlichen Terrors macht die Westdeutschen zu kleinnütigen, ihren eigenen Interessen zuwiderhandelnden Menschen. Hinter der verlogenen Lautei des Boogie Woogie ist heute für die große Mehrheit der Bevölkerung — Westdeutschland das Land des Schweigens, das Land der Furcht.

Vielleicht wird mancher Westdeutsche hier sagen: „Ja, aber das bezieht sich doch nur auf politische Fragen, sonst können wir doch frei reden.“ Was heißt „sonst“? Wozu dient die freie Rede, wenn man nicht über die eigenen Angelegenheiten sprechen darf? Über jene Dinge, von denen das eigene Fortkommen, das Leben der eigenen Kinder abhängt?

Aber diese Frage hat noch eine andere, ernste Seite. Wann kann man eigentlich sagen, daß man wirklich in der Lage ist, frei zu reden? Genügt dazu bereits, daß man von den Behörden nicht behindert wird? Wenn frei reden können heißt — mitreden können, und zwar in den großen vorwärtsführenden Fragen unserer Zeit, so genügt das allein nicht. Ein Beispiel:

Vor einiger Zeit fand in der Sowjetunion eine Sitzung der Akademie der Wissenschaften statt, an der die ganze denkende Bevölkerung des Landes teilnahm. Es ging um eine Frage, deren Nennung bereits die Bevölkerung der bürgerlichen Staaten in Verlegenheit versetzen muß. Sie lautet: Ist eine Vererbung von Merkmalen und Eigenschaften möglich, die die pflanzlichen und tierischen Organismen im Verlauf ihres Lebens erworben haben? Sind die Arten in der Natur, die Pflanzen und die Tiere gottgegeben, also unveränderlich, oder sind sie durch Menschenhand veränderlich und daher zielbewußt züchtbar.

Von dieser Frage, die sowohl einen philosophischen Aspekt hat wie einen naturwissenschaftlichen, wie einen biologischen, wie einen biochemischen, wie einen landwirtschaftlichen usw. — hängt sowohl die Entwicklung großer Teile der Wissenschaft ab. Denn wenn die Arten züchtbar sind, dann ergeben sich ständig neue Aufgaben und Möglichkeiten, entsprechend den unterschiedlichen und sich verändernden Bedürfnissen der Menschen in den einzelnen Etappen ihrer gesellschaftlichen Entwicklung

und in den einzelnen Teilen der Welt. Dann kann man Sommergetreide in Wintergetreide umwandeln, kann Winterweizen züchten, der im hohen Norden wächst, Tee in der Ukraine usw. Dann kann man ganze Programme aufstellen zur Veränderung der Natur.

Hundertere Professoren beteiligten sich an dieser Diskussion, alle naturwissenschaftlichen Institute, alle 5000 Zeitungen der Sowjetunion, voran die „Prawda“, veröffentlichten tagelang auf ihren ersten Seiten die Protokolle der Sitzungen sowie die Berichte der Fachleute und der zahlreich anwesenden Menschen, die sich auf Grund ihrer Überlegungen oder Beobachtungen an der Diskussion beteiligten.

Von diesen Menschen kann man sagen: sie konnten wirklich frei reden. Warum? Nicht nur, weil sie

nicht behindert wurden. Das war selbstverständlich. Sie konnten reden, im Sinne von: sie waren in der Lage dazu. Sie hatten die Voraussetzungen für eine solche Diskussion, und zwar in doppelter Hinsicht. In geistiger Hinsicht, insofern sie aus jahrzehntelanger Schulung heraus die Fragen richtig stellen konnten. Und in ökonomischer Hinsicht, insofern es für sie einen Sinn hatte, die Fragen zu stellen, weil sie die Macht besaßen, ihre Erkenntnisse zu verwirklichen.

In den kapitalistischen Ländern wäre eine solche Fragestellung überhaupt nicht möglich. Systematisch neue Arten entwickeln? Pflanzen und Tiere verändern, um die Produktion ins Ungeheuer zu steigern? Wo schon der vorhandene Kaffee ins Meer geschüttet wird? Die Horizonte öffnen? Das gar wissenschaftlich machen? Für wen denn? Wer ist daran interessiert? Die Kapitalisten? Jeder von ihnen produziert nur, was ihm ge-

II. Der Friede — eine heilige Verpflichtung

tenden Menschen der ganzen Welt. Das mag manchen Kindsköpfen im Westen lustig oder unvorstellbar erscheinen — es ist aber so.

Dazu kommt: Die Sowjetunion nimmt stets die objektiven Interessen der Völker wahr. Sie tut das, weil die objektiven Interessen der Völker mit den Interessen der Sowjetunion identisch sind und sein müssen, denn die Sowjetunion ist im ganzen ein zur Macht gekommenes Volk. Liegen Kriege im Interesse der Völker? Im Gegenteil, sie stellen die tiefste Mißachtung der Interessen der Völker dar. Wie soll es möglich sein, daß sich die Sowjetunion, dieses Volk an der Macht, gegen die Interessen der Völker und damit gegen ihre eigenen Interessen wendet? Der Gedanke ist so absurd, daß er in keinem sowjetischen Gehirn Platz findet.

Aber mehr noch: Weil Kriege die

tiefste Mißachtung der Interessen der Völker sind, rufen sie den elementaren Haß der Völker gegen die Anstifter der Kriege hervor. Niemand weiß das besser als die Menschen der Sowjetunion, die mehrfach Gegenstand von Angriffen wurden und in nie gesehener Ausmaß den Haß gegen die Kriegsbrandstifter fühlten und bezugeten. Ist es vorstellbar, daß die Sowjetunion bereit sein sollte, sich diesen Haß zuzuziehen, noch dazu um eines Krieges willen, in dem sie gegen die eigenen Interessen fechten müßte? Das Absurde dieses Gedankens liegt so klar zutage, daß selbst ein nicht-sowjetisches Gehirn es begreifen sollte.

Daher liegt der Fall wie folgt: Die Sowjetunion tut alles, um die bestehende Kriegsgefahr zu vermindern. Durch ihre konsequente Friedenspolitik isoliert sie die Imperialisten mehr und mehr. Sie erspart ihnen nicht, wenn sie sich zum Kriege entschließen, sich vorher bis zu Ende zu entlarven. Die Imperialisten tun das gründlich. Von Etappe zu Etappe zerschmettern sie mit eigener Hand die noch ver-

bliebenen Illusionen naiver Menschen über ihre angebliche Friedensliebe. Sie holen damit den mächtigen Haß der kriegsbedrohten, friedensdürstigen Völker gegen sich hoch, — und dieser Haß ist heute eine gewaltige Kraft, denn die Völker in der Zeit nach der Oktoberrevolution sind um eine Kleinigkeit stärker als die Völker in der Zeit vor ihr.

Daher ergibt sich: Wagen schließlich die Imperialisten den Überfall doch, so werden sie von den empörten Völkern (ihren eigenen mit eingeschlossen) kurzfristig zu Boden geschlagen. Wagen sie ihn nicht, so ist die Weltgeschichte — durch eben diese Politik der Sowjetunion — um eine unblutig gewonnene Entscheidungsschlacht reicher.

Es ist also nichts mit dem Geschwätz: „Die Russen warten ja nur darauf, nach Westdeutschland zu

kommen.“ Die Russen warten, umgekehrt, darauf, endlich nach Hause gehen zu können. Die Menschen in Westdeutschland aber sollten begreifen, daß dieses Geschwätz — wie jedes antisowjetische Geschwätz — giftig und gefährlich ist. Die angebliche Bedrohung durch „die Russen“ dient nämlich dazu, die dauernde Anwesenheit der Amerikaner, Engländer und Franzosen in Westdeutschland zu rechtfertigen. Die Anwesenheit der Amerikaner, Engländer und Franzosen in Westdeutschland aber ist kein Mittel, „die Russen“ von Westdeutschland fernzuhalten, sondern höchstens ein Mittel, „die Russen“ nach Westdeutschland hineinzuziehen. Daher erscheint es gerade für diejenigen Menschen in Westdeutschland, die sich von der „Russen“-Psychose noch nicht frei machen konnten, zweckmäßig, an Stelle der gedankenlosen Wiederholung unzutreffender Behauptungen an die Adresse der Amerikaner, Engländer und Franzosen die Bitte zu richten: sie möchten endlich den Termin ihres Abzugs bekanntgeben. „Die Russen“ haben ihren Termin bereits genannt.

Die deutsche Arbeiterschaft lernt umgekehrt von ihnen. Vom deutschen Bürgertum? Das deutsche Bürgertum ist nicht der geeignete Lehrmeister für die fortschrittlichsten Menschen der Welt.

Noch andere Sorgen ergeben sich in diesem Zusammenhang. Die dauernde Abwesenheit von der Heimat wirft die Frage der Familien auf. Sollen die Frauen und Kinder hierher übergeführt werden oder nicht? Werden sie nicht übergeführt, so werden die Familien zerrissen. Werden sie übergeführt, so entstehen neue Fragen. Ist es vertretbar, eine sowjetische Frau nach Deutschland zu bringen, die ihren Beruf hat — und alle Frauen haben in der Sowjetunion ihren Beruf — ihre eigene Entwicklung, ihre Perspektive, und die vielleicht unter den Bedingungen der Besetzung eine Drohne wird, an der später niemand mehr Freude hat, sie selbst nicht ausgeschlossen? Ist es vertretbar, Kinder hierher zu überführen, die drüben als neue Menschen aufwachsen und hier in der Berührung mit deutschen Kindern Gesichtskreise kennen-

lernen, für deren Liquidierung ihre Großväter vor 30 Jahren mit Erfolg gekämpft haben?

Für eine bürgerliche Regierung können Probleme dieser Art nicht entstehen. Aber der sowjetischen Regierung, die sich unmittelbar verantwortlich fühlt für die Entfaltung der Anlagen jedes einzelnen im Interesse der Gesamtheit, sind sie eine beständige, zusätzliche, der Besetzung entspringende Belastung.

Und die Angehörigen der sowjetischen Besatzungsmacht selbst — als was empfinden sie ihren Aufenthalt in Deutschland? Sie sind diszipliniert genug, zu arbeiten, wo immer ihre Regierung sie hinstellt, und wo immer sie arbeiten, arbeiten sie gern. Aber niemand kann sie verhindern zu bemerken, daß der Aufenthalt in Deutschland für sie mit beträchtlichen Verzicht verbunden ist. Sie sehen, in welchem Tempo sich das Sowjetleben entwickelt, sie sehen, welche Möglichkeiten der Entfaltung, des Aufstiegs sich ihnen drüben bieten, sie wissen außerdem, daß eine berufliche Qualifikation, die nicht betätigt wird, verfällt. Ist es nicht verständlich, daß sie lieber heute als morgen nach Hause zurückkehren möchten? Und ist es nicht verständlich, daß sie — nicht nur aus politischen, auch aus persönlichen Gründen — wünschen, das deutsche Volk möchte endlich instande sein, als friedliches, fortschrittliches Volk auf eigenen Beinen zu stehen?

Natürlich sieht sich die Lage für den Angehörigen der amerikanischen Besatzungsarmee anders an. Er hat im Rücken die Krise und in Deutschland seinen „Job“. Indem er mit Kakao und Schweinebauch handelt, zitiert er vor dem Ende der Besetzung. Aber die Angehörigen der sowjetischen Besatzungsmacht haben zu Hause ihre große Chance, und den Handel mit Schweinebauch haben sie nicht gelernt.

Vielleicht wird hier jemand einwenden: „Ja, aber der Reparationen wegen haben die Russen ein Interesse, in Deutschland zu bleiben.“ Aber gerade dieser Einwand löst sich bei näherer Betrachtung auf.

Was die sowjetische Besatzungszone anlangt, so bedarf es nicht der Anwesenheit sowjetischer Truppen, um die Leistung der Reparationen sicherzustellen. Die deutsche fortschrittliche Bewegung ist inzwischen stark genug, um sie der Sowjetunion zu garantieren. Wir gehören nicht zu den Menschen, die sich an der Verantwortung für die Geschichte der eigenen Nation vorbeidrücken wollen. Jeder anständige Mensch empfindet eine Verpflichtung gegenüber seinem Nachbarn, wenn er fahrlässig dessen

Kind totfährt. Wir empfinden eine heilige Verpflichtung gegenüber der Sowjetunion, der das deutsche Volk mutwillig mehr als nur ein Kind überführt.

Die Erfüllung der „Verpflichtung“ wird uns durch einen ökonomischen und einen politischen Umstand wesentlich erleichtert. Der ökonomische: Unsere Wirtschaft ist — nicht zuletzt dank der Hilfe der Sowjetunion — soweit erstarbt, daß die Erfüllung der ohnehin bescheidenen Ansprüche der Sowjetunion die weitere systematische Hebung unseres Lebensstandards nicht gefährden kann. Der politische: Jede Reparationsleistung an die Sowjetunion, die für den Frieden, das Recht der Deutschen und ihren Wohlstand kämpft, kommt — indem sie die Sowjetunion stärkt — uns selber wieder zugute.

Was also die Ostzone anlangt, so entfällt das Argument, „die Russen“ müßten in Deutschland bleiben, um die Reparationen zu sichern. Und was die Westzone anlangt, so entfällt es nicht weniger.

Der Aufenthalt sowjetischer Truppen in der Ostzone ist kein Mittel, um die Leistung von Reparationen aus den Westzonen zu erwirken, die bekanntlich bisher trotz Brief und Siegel von den Amerikanern, Engländern und Franzosen der Sowjetunion vorenthalten werden. Daher steht der Fall wie folgt: Bleiben Amerikaner, Engländer und Franzosen in Westdeutschland, so muß die Sowjetunion damit rechnen, daß ihre Ansprüche trotz aller Bescheidenheit und Berechtigung unerfüllt bleiben. Ziehen dagegen Amerikaner, Engländer und Franzosen aus Westdeutschland ab, so geht die Reparationsverpflichtung, die bekanntlich ein Teil des Friedensvertrages sein würde, auf eine souveräne deutsche Regierung über. Das aber ist ungleich günstiger — sowohl für die Sowjetunion wie für das deutsche Volk.

Das deutsche Volk würde auf diese Weise Hunderte von Millionen Mark einsparen. Denn die Reparationsansprüche der Sowjetunion betragen nur einen Bruchteil der Besatzungskosten, nicht zu reden von der täglich gefräßigeren Ausplünderung der deutschen Wirtschaft durch das amerikanische, englische und französische Kapital.

Wenn also gesagt wird: „Schließlich nehmen doch die Russen nur ihr eigenes Interesse wahr“, so ist festzustellen: Das eigene Interesse der Sowjetunion spricht für den Abzug der Besatzungstruppen. Und nicht zufällig fällt auch in dieser Frage das Interesse der Sowjetunion mit den Interessen des deutschen Volkes zusammen.

„Eben, eben“, wird hier vielleicht ein Unentwegter meinen, „das sage ich ja gerade, die Russen haben die SED zustande gebracht.“

Ihm wäre zu erwidern: „In einem ganz anderen Sinne und auf gänzlich andere Weise, als sich das Ihr Spatzengehirn vorstellen kann, hat die sowjetische Besatzungsmacht tatsächlich beträchtlichen Anteil an der Entstehung und Erstarbung der SED. Die Einheit der Arbeiterklasse läßt sich nicht befehlen und nicht posieren. Sie muß sich entwickeln aus den Erkenntnissen der Werktätigen. An der Entwicklung der Erkenntnisse der deutschen Werktätigen aber, am Ineinanderwachsen der einzelnen Ströme der deutschen Arbeiterbewegung, an der Entwicklung der SED zu einer konsequent marxistischen Partei hat die sowjetische Besatzungsmacht beträchtlichen Anteil. Da sich mancher nicht vorstellen kann, worum es hier praktisch geht, sei gestattet, ein eigenes Erlebnis zu erzählen:

„Im Jahre 1946, kurz nach vollzogener Vereinigung der SPD und KPD, begegnete ich zufällig in einem der Länder der Zone dem Genossen X, Chef einer großen Verwaltung, früher langjähriges Mitglied der SPD. Bei X arbeiteten, wie mir bekannt war, die Genossen A und B, frühere Offiziere, die in sowjetischer Kriegsgefangenschaft zu Marxisten geworden waren, 1945 in die KPD eintraten und 1946 mit der KPD in die SED kamen. Ich fragte X, wie A und B arbeiten. Da A und B ehrliche und fähige Menschen sind, war anzunehmen, daß X erwidern würde: Ausgezeichnet! Statt dessen sagte er: Nicht schlecht natürlich. Es sind ja fähige, gutwillige Menschen. Nur ist es mit ihnen oft nicht einfach. Sie glauben verständlicherweise, den Marxismus mit Löffeln gefressen zu haben, daher ist alles für sie einfach, und Elastizität kennen sie überhaupt nicht.“

„Außerdem“, fügte er hinzu, „blickten sie auf mich eine Zeitlang gönnerhaft herab. Das ist jetzt freilich gründlich vorbei. Denn als es mir zuviel wurde, machte ich einmal eine Bemerkung darüber zu meinem General!“ (X sagte: Zu meinem General! — und wie sich später herausstellte, meinte er nicht nur den General seines Rayons, sondern zugleich den General seines Herzens.) „Der General hörte mich an und erwiderte gar nichts. Aber einige Wochen später, gelegentlich eines Empfangs, bat er A, B und mich in ein Nebenzimmer und sagte zu A und B:

„Ich muß Sie um Entschuldigung bitten für das, was ich sagen will. Kein Auftrag legitimiert mich dazu,

weder von meiner Partei noch von meiner Armee. Trotzdem habe ich mich entschlossen, zu Ihnen zu sprechen.“

Ich höre, daß Sie zum Genossen X ein falsches Verhältnis besitzen. Der Genosse X war jahrzehntlang Mitglied der Sozialdemokratischen Partei. Die Sozialdemokratische Partei war eine Organisation der Arbeiterklasse. Ich habe den Eindruck, daß Sie nicht vollkommen einzuschätzen verstehen, was es bedeutet, jahrzehntlang Mitglied einer Organisation der Arbeiterklasse gewesen zu sein.

Der Genosse X wurde nach jahrzehntelanger Mitgliedschaft in der Sozialdemokratischen Partei Mitglied der Partei der geeinten deutschen Arbeiterklasse. Einem Sowjetmenschen erscheint das als ein folgerichtiger und schöner Weg. Ich habe den Eindruck, daß Sie auch das nicht vollkommen einzuschätzen verstehen.

Nur das wollte ich Ihnen sagen.“

Genosse X konnte, auch beim Wiedererzählen, seine Bewegung nicht verbergen. Dann rief er: „Warum ist es mit den sowjetischen Genossen immer so einfach?“ Offensichtlich verhielt er sich nur der Takt daran fortzuführen: „Und mit den deutschen Genossen mitunter so schwer?“

Nachdenken über diese Frage ergab: Es ist mit uns mitunter schwer, weil wir höchst unzulänglich den Marxismus-Leninismus beherrschen, weil wir die historischen Zusammenhänge nur unzureichend sehen, weil wir uns, wie alle unzulänglichen Marxisten, noch nicht frei gemacht haben von Leichtfertigkeit im Denken, von Illoyalität und Überheblichkeit.

Was sagt also dieses Beispiel? Betrachten wir das Ergebnis: Der frühere sozialdemokratische Funktionär begriff die Überlegenheit des Marxismus-Leninismus am Beispiel „seines Generals“ und wächst damit ein Stück weiter hinein in die Partei der geeinten deutschen Arbeiterklasse.

Der frühere kommunistische Funktionär begriff durch die sowjetische Kritik die Enge und Unzulänglichkeit seiner bisherigen Auffassung und wächst damit auf seine Weise gleichfalls weiter hinein in die Partei der geeinten deutschen Arbeiterklasse.

Ergebnis: Die sowjetische Besatzungsmacht hat durch ihr Vorgehen tatsächlich auf die Formung der SED eingewirkt. Der Mann mit dem Spatzengehirn hat schon nicht ganz unrecht; nur ist er der letzte, der begriff, warum.

Trotz dieser außerordentlichen Vorteile, die für die deutschen Werktätigen aus der Anwesenheit der sowjetischen Besatzungsmacht entspringen, ist die SED entschieden für möglichst baldigen Abzug der Besatzungstruppen, einschließlich der sowjetischen. Warum? Die Gründe müssen gewichtig sein, und sie sind es tatsächlich.

Es gibt nur eine deutsche Arbeiterschaft — wie es nur ein Deutschland gibt. Der größte Feind der deutschen Arbeiterschaft ist der amerikanische Imperialismus, der sie unterjocht, behindert, spaltet. Die zentrale Aufgabe ist daher, den amerikanischen Imperialismus zu veranlassen, Deutschland zu verlassen. Da die Anwesenheit der Amerikaner in Deutschland durch internationale Verträge gekoppelt ist mit der Anwesenheit englischer, französischer und sowjetischer Truppen in Deutschland, muß derjenige, der ernsthaft den Abzug der Amerikaner will, den Abzug aller Besatzungstruppen erstreben.

Mit dem Ende der Besetzung beginnt eine neue geschichtliche Etappe im Leben des deutschen Volkes. Vorher ist in keinem Teile Deutschlands und für keine Schicht in Deutschland irgend eine Frage bis zu Ende lösbar; nachher ist es jede. Solange der Druck des amerikanischen Imperialismus auf Deutschland lastet, sind alle Teile des deutschen Volkes seine Opfer, jeder auf seine Weise. In der Gemeinsamkeit der Bedrängnis und der Perspektive wächst, erstarbt und siegt die Nationale Front.

Zugleich öffnet, wie stets, die Bedrängnis den Menschen die Augen. Wie verzweifelt auch die Antisowjetiketze um sich schlagen mag, — sie ist zum Tode verurteilt, denn die Wirklichkeit steht gegen sie. Wer immer heute in Deutschland lebt, der sieht: Die Politik der Sowjetunion gibt jedem Deutschen eine Chance, wo er auch sei, und welchen Beruf er auch haben möge — mit Ausnahme der Kriegsbrandstifter und Schieber, denen gibt sie keine Chance. Die Politik der Amerikaner dagegen gibt nur den Kriegsbrandstiftern und Schiebern eine Chance, den übrigen Deutschen gibt sie keine. Auf dem Weg über diese Tatsache lernen heute unzählige Menschen die fundamentale Wahrheit begreifen: daß niemand ein deutscher Patriot sein kann, der nicht ein Freund der Sowjetunion ist.



Die internationale Verbundenheit kommt auch im Präsidium des Kongresses zum Ausdruck, denn neben deutschen Vertretern wurden zahlreiche ausländische Abgesandte in das Präsidium gewählt

Freiheit gebracht, Uhren genommen

Vor 60 Jahren: Diskussionen um Rudolf Herrnstadts Artikel »Über ›die Russen‹ und über uns«

- Kurt Pätzold
- ND, 22.11.2008



Herrnstadt, ab 1949 ND-Chefredakteur, Juli 1953 gestürzt
Foto: ND-Archiv

Am 18. November 1948 erschien im »Neuen Deutschland« aus der Feder des Chefredakteurs der »Berliner Zeitung« Rudolf Herrnstadt ein Artikel, der wegen seines Themas und mehr noch wegen der Art, in der es erörtert wurde, in der Geschichte dieser Zeitung einen denkwürdigen Platz besetzt. Der Text wurde in der Zeitung der Sowjetischen Militäradministration (SMAD) »Tägliche Rundschau« nachgedruckt. Und er erschien zudem separat in einer Broschüre und wurde zum Anstoß für viele öffentliche und private Diskussionen. Überliefert ist die Beteiligung u. a. des Intendanten Wolfgang Langhoff, des Juristenprofessor Peter Alfons Steiniger, des Philosophen Wolfgang Harich sowie Alexander Abusch und Albert Norden.

Schon der Begriff »die Russen« war ungewöhnlich. Das Wort gehörte zur Alltagssprache der Deutschen, doch Veröffentlichungen in der Presse und Vorträge in der Gesellschaft zum Studium der Kultur der Sowjetunion versuchten gerade in der Ostzone, das deutsche Unwissen über das Riesenland auf dem eurasischen Kontinent durch Kenntnisse abzubauen. Mit »die Russen« war signalisiert, dass der Autor aufs allgemeine Bewusstsein (und nicht auf das der Minderheit von ND-Lesern allein) zielte.

Der Fall des Schwagers und der Schwägerin

Im Zentrum seines Aufsatzes stand der Antisowjetismus, dessen sich der Imperialismus bediene, so Herrstadt, um sich vor dem sicheren Untergang zu retten. Seine Ausgangsfrage: Warum werden mit ihm weithin Erfolge erzielt? Die Antwort lautete: Weil selbst von Teilen der SED der Komplex Sowjetunion als »eine Belastung« empfunden werde, selbst Kommunisten sich nicht entschlossen und ohne jede Einschränkung der antisowjetischen Hetze entgegenstellen würden. Sie verteidigten, das war das Alpha und Omega von Herrstadts Aufsatz, die Sowjetunion nicht ohne Einschränkungen.

Als eine Ursache dieses Verhaltens machte der Verfasser das Unverständnis für die in der Sowjetunion existierenden Überbleibsel der Vergangenheit aus, von denen er Tagediebe, Bürokraten, Karrieristen, Gauner und, als Folge des Krieges das Wiederauftauchen auch von Mördern nannte. Einen anderen Grund sah er in unverstandenen Erlebnissen und Erfahrungen, die aus der Zeit stammten, da die Sowjetarmee kämpfend den Boden Ostdeutschlands erreicht hatte und dessen nicht westwärts geflohene Bewohner »Bekanntschaft« mit den Siegern machten. Damit war ein Thema angeschlagen, das bis dahin unter einem Tabu stand und schon wenig später wieder in den Bereich des Zubeschweigenden verwiesen wurde.

Herrstadt stellte den Lesern einen solchen unentschlossenen Genossen vor, der gleichsam an dem Erleben »seines Schwagers« gedanklich festklebte, dem im Frühjahr 1945 ein Rotarmist »eins über den Schädel geschlagen« und zudem das Fahrrad weggenommen hatte. Das war erkennbar der mildere Fall, man hätte auch mit der Geschichte einer »Schwägerin« beginnen können. Herrstadts Argumentation war zweigleisig. Zum einen berief er sich auf die unbestreitbare Tatsache, dass jeder Krieg immer Menschen verrohe und dass dies in Teilen der Sowjetarmee ebenso geschehen sei. Zum anderen, und das war sein Hauptargument, hätten die deutschen Werktätigen diesen anfänglichen Umgang mit ihnen vor allem selbst verschuldet, denn wie anders wäre die Begegnung von Deutschen und »Russen« verlaufen, wären jene hier auf Deutsche getroffen, die den Leidensweg der Soldaten der Sowjetarmee durch eigenes Aufbegehren verkürzt hätten. Auch dann, räumte er ein, »wären einzelne Übergriffe geschehen«. Ein Satz Herrstadts lautete: »Man soll nicht verniedlichen.« Das Thema »die Russen« gehörte im Herbst 1948 keineswegs schon der Vergangenheit an. Nicht nur, dass die Erinnerungen frisch waren.

Zum Alltag in der Besatzungszone gehörten die Demontagen von Industrie- und Verkehrsanlagen mit ihren Folgen und die fortdauernden Leistungen auf Reparationskonten aus der so genannten laufenden Produktion, die das Leben der Menschen zusätzlich erschwerten. Und mehr als alles andere lasteten auf vielen Familien die Ungewissheit über die Rückkehr von Vätern und Söhnen aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft. »Die Russen« – das waren die Sieger, die Besatzer, die Soldaten, die abgeschieden von den Deutschen sich in Kasernen und anderen militärischen Stützpunkten hinter endlos-öden grün gestrichenen Zäunen unsichtbar machten, Menschen aus einer fremden und unheimlichen Welt, Angehörige von Völkern, über deren Charakter, Lebensweise und Moral jahrelang und Tag für Tag Lügen und Zerrbilder verbreitet worden waren. Die Nazibilder von den kulturlosen »Asiaten«, den wilden »Mongolen«, die zwölf Jahre hindurch in die Köpfe der Deutschen gepresst worden war, unter diesen Bedingungen aus diesen Köpfen zu bringen, erforderte Berserkerkräfte und bedeutete eine Sisyphosarbeit. Zeitungsredaktionen, Verlage, Filmtheater, demokratische Organisationen hatten Anstrengungen nicht nur wider die Zerrbilder von der Sowjetunion, sondern auch gegen die über Wissenschaft und Kultur im Zarenreich unternommen. Dazu gehörte beispielsweise die Reihe »Deutsche sehen die Sowjet-union«, eine

Entgegensetzung zu der von der Nazi-Propaganda herausgegebenen Folge »Deutsche Soldaten sehen die Sowjetunion«. In ihr schilderten Schriftsteller (Anna Seghers, Eduard Claudius, Stephan Hermlin u. a.), die ersten, die nach dem Ende des Krieges die UdSSR besuchen konnten, Begegnungen mit Bürgern des Landes und Eindrücke von seinem Alltagsleben wie von seinen Festtagen.

Herrnstadts Artikel war indirekt auch ein Eingeständnis von der Begrenztheit des Erfolgs dieser Bemühungen. Natürlich ging der soviel Aufsehen erregende Aufsatz nicht nur auf den eigenen Entschluss seines Verfassers zurück. Aus ihm lässt sich der Eiseshauch des Kalten Krieges ablesen, am stärksten dort, wo auf die Herabsetzung der Leistungen der Sowjetunion und ihrer Armee »im Westen« mit einer ebensolchen der britischen und US-amerikanischen Soldaten reagiert wird (die bedenklichste unter den schwachen Passagen des Textes). In der neuen weltgeschichtlichen Frontstellung war Herrstadt doppelt besorgt um die Parteinahme der ostdeutschen Werktätigen für die Sowjetunion, von deren Politik »im Prinzip«, wie er schrieb, »alles, alles, alles« zu verteidigen sei. Das hatte ein Autor des »Spiegels«, der von der Absicht einer »Bagatellisierung des Russeneinmarsches« schrieb, (wobei »Einmarsch« eine entweder gedankenlose oder zynische Bezeichnung für jene Kämpfe darstellt, die am 12. April 1945 an der Oder begannen) noch 1990 so wenig verstanden wie der Schreiber der »Zeit« 1948, der aus dem Text die Absicht der »Zwangsbefreundung« herausgelesen hatte.

Im Kern ging es in der Diskussion des Jahre 1948 darum, Deutschen begreifbar zu machen, was ihnen im Mai 1945 als Volk geschehen war. In einer der auf die Publikation in Berlin folgenden Diskussionen sagte ein sowjetischer Offizier, die Deutschen hätten vergessen, dass ihnen damals die Freiheit gebracht worden sei, nicht aber, dass ihnen ihre Uhren abgenommen worden wären. Das war goldrichtig gemeint, aber falsch gesagt. Denn – erstens – sie konnten doch nicht etwas vergessen, was sie vordem noch gar nicht begriffen hatten. Und das sollte lange dauern.

Viele von ihnen hörten und akzeptierten den Begriff »Befreiung« in Westdeutschland erst vierzig Jahre später, nachdem ihn Bundespräsident Weizsäcker 1985 in einer Gedenkrede demonstrativ benutzt hatte. Und an der Nachhaltigkeit dieses Wandels bestehen zudem berechtigte Zweifel, die sich beispielsweise auch auf filmische Darstellungen wie im Streifen »Der Untergang« richten. Und – zweitens – Befreiung bedeutete für die Mehrheit der Deutschen zunächst Befreiung von ihrer Rolle als Peiniger, Schinder und Mörder anderer Völker und nicht schon Freiheit. Die Befreiung vom Faschismus wurde den Deutschen gebracht (mit dem Zutun einer Minderheit von Antifaschisten aus dem eigenen Volk), freiheitliche Zustände und Praktiken mussten sie selbst sich gestalten.

Ein anderes, neues gemeinsames Erleben

Zwischen Herrnstadts Artikel wider den Antisowjetismus und dem Ende der DDR lagen etwa vier Jahrzehnte. Für eine unbestimmte, mit Sicherheit aber siebenstellige Zahl von einstigen DDR-Bürgern gehören zu diesen vieljährige Aufenthalte in der UdSSR, Tätigkeiten als Diplomaten, Außenhändler, Militärs, Forscher oder Studenten, längere Arbeitseinsätze wie beim Bau der Erdöltrasse »Drushba«, Urlaubsreisen sowie für Sportler Wettkämpfe und Trainingslager. All das gehört zur Geschichte einer neu entstandenen Beziehung, deren Fundament ein neues, anderes gemeinsames Erleben war. Populär waren in der DDR Sowjetbürger wie die Kosmonauten Juri Gagarin und Valentina Tereschkowa, die Primaballerinen Galina Uljanowa und Maja Plissezkaja, den Geiger David Oistrach und den Puppenspieler Sergej Oblaszow, den Torwart des Fußballklubs

Dynamo Moskau Lew Jaschin, die Clowns Karandasch und Oleg Popow sowie die Schauspieler Jelena Bystrizkaja («Der stille Don»), Tatjana Samoilowa («Die Kraniche ziehen») und Michail Uljanow («Schlacht unterwegs») – nicht zu vergessen Nikita Chrustschow.

Das ist Vergangenheit. Zwischen ihr und der Gegenwart liegt das Russland Jelzins und Putins. Und die Veränderungen geben genug Gründe, über uns und unsere Nachbarn wieder und neu nachzudenken, also auch.